

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 22

Artikel: Das Recht zu leben [Fortsetzung]
Autor: Wolff, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

9. Fortsetzung.

„Durch Ihre Ahnungslosigkeit, Herr Baron. Gewöhnlich sind die Kunden, die zu uns kommen, viel gerissener als wir selber. Da freut man sich, wenn ein Mann hereinschneit, der nur Vertrauen mitbringt.“

Hollbruch fand in diesem Augenblick, daß die Schweizer Bankbeamten prachtvolle Menschen seien.

„Also, es ist abgemacht, Herr Vorsteher, Sie kaufen für mich Jackson-Schäufelin-Aktien für 100,000 Franken.“

„Zum besten Kurs, Herr Baron.“

Hollbruch holte ohne Verlegenheit ein Bündel deutscher Banknoten aus der Tasche und übergab es dem Vorsteher.

„Soll ich Ihnen die Aktien zuschicken, Herr Baron, oder wollen Sie sie bei uns in Verwahrung lassen?“

Hollbruch wehrte mit beiden Händen ab.

„Nee, nee, die Papiere bleiben bei Ihnen.“

„Wo wohnen Sie in Zürich, Herr Baron?“

„Im Gasthof zum Bären. Ich liebe die großen Hotelpaläste nicht.“

Der Vorsteher fertigte den Verwahrungsschein aus und überreichte ihn Hollbruch.

„So, nun ist alles in Ordnung. Jetzt brauchen Sie nur noch ein bisschen Glück, Herr Baron.“

„Das kommt schon, Herr Vorsteher“, rief Hollbruch zuverlässig und verließ strahlenden Gesichts das Büro.

Ohne weitere Überlegung, ungetrübt von Zweifeln, die nahelagen, ging Hollbruch voll Hast, als könnte er sich nicht schnell genug seines Geldes entledigen, zu sechs verschiedenen Banken und ließ jedesmal für 100,000 Franken Jackson-Schäufelin-Aktien kaufen.

16. Kapitel.

Als Dieten in das Zimmer trat, lief ihr Hollbruch entgegen und umarmte und küßte sie, bis sie den Atem verlor.

„Liebes! Süßes! Wie freue ich mich, daß du da bist! Was für ein unsinniges Glück ist das!“ Er tanzte mit der Widerstrebennden durch das Zimmer und überschüttete sie mit Fragen, ohne eine Antwort abzuwarten. „Wie bist du denn aus der Villa ausgerückt? War es sehr schwierig? Hast du eine gute Fahrt gehabt? Bei mir hat alles geklappt. Eva ist mitgeflogen. Jemand mußte doch das Flugzeug zurückbringen, nicht wahr? Jetzt ist alles in schönster Ordnung.“ Er blieb stehen und sah in Dietens Gesicht. „Du bist müde, mein Armes. Du bist so blaß. Paß nur auf, wie schnell du dich erholen wirst. Wohin wollen wir gehen? Nach dem Süden, wo die Sonne ist? So sag doch etwas, Dieten!“

Das Herz tat ihr so weh, daß Sprechen eine ungeheure Anstrengung war.

„Guten Tag, Peter.“

„Ach bist du müde, mein Liebes! Komm, setz dich ein bisschen nieder.“ Er nahm ihr Hut und Mantel ab und führte sie zu dem Plüschesofa, über dem die „Schlacht bei Sempach“ hing. „Willst du Kaffee oder Tee trinken, Dieten? Was soll ich bestellen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Läß mich ein Weilchen ganz still bei dir sitzen.“

Er legte zart den Arm um sie und zog sie an sich. Ihr Kopf lag an seiner Brust. Er hörte ihr Herz schlagen und das Tict-Tac einer Wanduhr, deren Vorhandensein im Zimmer er bisher gar nicht bemerkt hatte. Als er mit sanften Fingern Dietens Rücken streichelte, konnte er die Rippen fühlen. Wie mager und verhungert war seine tapfere Frau! Sein Mund begann zu zucken.

Die kleinen Geräusche der Gasse kamen in das Zimmer. Auf dem Fenstersims saßen zwei Spatzen und stritten heftig miteinander. Irgendwo surrte eine Nähmaschine.

Hollbruch versank langsam in eine unbegreifliche Schwermut, der er sich nicht entreißen konnte. Plötzlich spürte er, daß der Körper seiner Frau von einem lautlosen Schluchzen erschüttert wurde. Er wurde sofort wach und fragte angstvoll:

„Was ist denn los, Dieten?“

Sie hob den Kopf und sah ihren Mann an.

„Nichts, Peterchen.“

„Du hast doch geweint, Dieten.“

„Oh nein, ich habe nicht geweint.“

Ihre Augen waren trocken.

Sie setzte sich auf, faltete die Hände und blickte starr vor sich hin.

„Was ist denn geschehen, Dieten?“ Es wäre besser, tot zu sein, dachte sie verzweifelt. „Dieten, mein Liebes, so sprich doch!“

„Ja, Peterchen, ich werde sofort sprechen.“ Sie holte tief Atem. „Ich habe ein großes Unrecht an dir begangen.“

„An mir?“ fragte er beunruhigt. Die unmöglichsten Gedanken jagten durch sein Gehirn.

„Ja. Ich habe dich zu einem Verbrechen verleitet, das ich nicht mehr verantworten kann.“

„Was für große Worte, Dieten! Von welchem Verbrechen sprichst du?“

„Ich, Peter, ich habe dich dazu überredet, Keridans Geld zu unterschlagen.“

„Du hast mich zu nichts überredet, Dieten.“ Er mußte nicht, daß er jetzt die Unwahrheit sprach. „Ich bin kein Mann, der überredet werden kann. Die Idee, das Geld zu behalten, war schon bei mir, bevor du ein Wort gesagt hast. Du hast damit nicht das Geringste zu tun. Die Verantwortung trage ich ganz allein.“

„Du willst mich nur entlasten.“

„Entlasten! Entlasten!“ Dieses Wort erbitterte ihn. „Woher nimmst du nur derartige Ausdrücke?“

Sie lächelte hilflos.

„Ich bin aus einer Juristenfamilie.“

„Ja, schön, aber trotzdem sind Worte wie Verbrechen und Unterschlagung und Entlasten hier fehl am Platz. Von alledem kann keine Rede sein. Ich habe nur eine Chance ausgenutzt, das ist alles. Alle großen Vermögen sind so begründet worden, daß einer seine Chance wahrgenommen hat.“

„Aber in unserem Fall sind die Voraussetzungen falsch gewesen, Peter.“

Er blickte sie argwöhnisch an.

„Wieso falsch?“

„Wir nehmen 650 Arbeitern das Brot weg.“

„Das glaubst du doch nicht wirklich?“

„Ich bin in der Fabrik gewesen, Peter. Ich habe die Arbeiter gesehen.“

Er zuckte mit den Achseln.

„Das ist doch kein Beweis. Mach dich nicht lächerlich, Dieten!“

„Ich muß sagen, was mich bedrückt.“

Seine Stimme wurde scharf.

„Jetzt wirst du mir vielleicht auch noch erzählen, daß Herr Keridan kein Schieber, sondern ein ehrbarer Radio-Fabrikant ist?“

Der Ton seiner Stimme erbitterte sie.

„Ob Keridan ein Schieber ist oder nicht, weiß ich nicht, aber daß er ruiniert wird und seine Fabrik zusperren muß, wenn wir ihm sein Geld wegnehmen, das weiß ich.“

Er sprang auf und lachte höhnisch.

„Du bist also tatsächlich trotz meiner Warnung auf die Fräze dieses Burschen hereingefallen? Dieten, ich schäme mich für dich. Eine kluge und besonnene Frau wie du dürfte nicht den Kopf verlieren, wenn ein hübscher Gigolo ihr gnädig und huldvoll zulächelt.“

Ihre Stirn wurde rot.

Fortsetzung auf Seite 537

(Fortsetzung v. S. 528: „Das Recht zu leben“.)

„Du solltest nicht so zu mir sprechen, Peter.“

„Ich sage, was ich denke.“ Er ging aufgereggt durch das Zimmer. „Herr Keridan ist kein Schieber! Herr Keridan ist ein ehrenwerter Mann! Herrn Keridan darf sein erschwindeltes Geld nicht abgenommen werden! Der Junge hat dich ja sein eingewickelt, meine arme Dieten.“ Er trat zu seiner Frau. „Hast du deine Augen nicht gesehen? Er hat die Augen eines entflohenen Bagno-Sträflings.“

Sie begann, fast gegen ihren Willen, Keridan in Schutz zu nehmen.

„Ich habe ihn mit deinen Augen betrachtet. Er ist schön wie ein gefallener Engel.“

„Das wird ja immer besser.“ Sein Gesicht war ganz verzerrt. „Herr Keridan hat dich bezaubert. Du findest, daß dieser Schweinehund schön wie ein gefallener Engel ist?“

„Ja, ja, ja“, rief sie außer sich. „Und du bist häßlich wie ein gefallener Engel.“

„Mit Herrn Keridan kann ich allerdings nicht konkurrieren. Darauf habe ich dich von allem Anfang an aufmerksam gemacht.“ Er suchte voll Eifersucht nach Worten, die Dieten verletzen sollten. „Also, wenn ich dich richtig versteh, bist du nach Zürich gefahren, um mir mitzuteilen, daß du dich in Herrn Keridan verliebt hast.“

Dieten sank mit einem Wehlaut in sich zusammen und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Hollbruch wurde sofort nüchtern, kniete vor seiner Frau nieder und umklammerte ihren Leib.

„Das ist ja Wahnsinn, Dieten, mein Liebes, mein Einziges! Verzeih mir! Ich wollte dir nicht wehtun.“ Er zog die Hände von ihrem Gesicht. „Du mußt mir verzeihen, Dieten.“

Sie sah ihn an, als erblickte sie ihn heute zum erstenmal.

„Das war so unfaßbar grauenhaft“, sagte sie leise. „Wie ist das nur möglich gewesen? Kannst du das verstehen, Peter?“

Er küßte ihre Hände und lächelte armselig.

„Keridan hat uns vergiftet.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Das Geld hat uns vergiftet.“

Er fühlte ein leises Unbehagen.

„Aber jetzt ist alles wieder gut, mein Liebes. Wir wollen nie mehr über diese Dinge sprechen. Wenn es dir recht ist, werden wir irgendwo Kaffee trinken.“

Sie starrte ihn ratlos und bestürzt an. Hatte er wirklich nicht begriffen?

„Wir sind noch nicht zu Ende, Peter.“

„Was gibt es noch?“

Seine Stimme war wieder ins Feindselige umgeschlagen.

„Wir müssen die Konsequenzen ziehen.“

„Was für Konsequenzen?“ Er erhob sich. „Für mich ist die Sache erledigt.“

„Nein, sie ist durchaus nicht erledigt“, antwortete sie entschieden. „Wir müssen das Geld zurückgeben.“

„Du bist ja vollkommen verrückt, Dieten.“

Sie ließ sich nicht beirren.

„Ich bitte dich, sogleich nach Luzern zu fahren und Mira Keridan das Geld zu überbringen.“

„Aber ich denke doch gar nicht daran.“

„Du mußt es tun, Peter“, erklärte sie fast feierlich.

„Ich muß? Wer kann mich zwingen?“

„Ich habe mich dafür verbürgt, Peter!“

„Nun und? Jetzt bist du hier in der freien Schweiz, und niemand kann dir etwas anhaben.“

„Ich habe mich mit Leib und Seele dafür verbürgt, daß du das Geld zurück gibst. Verstehst du das nicht, Peter?“

Er lachte spöttisch auf.

„Dann soll dich Herr Keridan wegen Pfandbruchs belangen!“

Sie stand auf und trat zu ihrem Mann.

„Du ziehest es also vor, ein Dieb zu sein?“

„Dieb? Dieb?“ Er begann zu schreien. „Warum soll ich auf einmal ein Dieb sein? Hast du nicht gesagt, daß kleine Lumpereien unverzeihlich sind, weil sie dumm sind? Und daß die großen Lumpereien die Entschuldigung der Größe für sich haben? Hast du nicht gesagt, daß man einen hohen Preis für das Leben bezahlen müsse, wenn man nicht verrecken wolle? Hast du es gesagt oder nicht?“

„Ja, das habe ich damals gesagt, aber heute.“

„Aber heute haben wir kein Recht mehr zu leben, was? Heute hast du ethische Bedenken und einen moralischen Katzenjammer, weil dir Herr Keridan schöne Augen gemacht hat.“

„Nein, weil er mich davon überzeugt hat, daß wir seine Arbeiter bestehlen und nicht ihn.“

„Und weil ein Bursche mit Sträflingsaugen einer hysterischen Frau diesen Schwindel einredet, deswegen bin ich ein Dieb?“

„Ja, jetzt bist du ein Dieb, das sagt dir deine hysterische Frau.“

Sein Gesicht wurde grau.

„Schön! Dann bin ich ein Dieb!“ Er hatte Tränen im Hals. „Hör mich an, Dieten! Ich will lieber ein Dieb sein als ein wehrloser Bettler, der von jeder Tür verjagt wird. Ich will wie ein Mensch leben und nicht wie ein herrenloser verprügelter Hund, dem jeder einen Fußtritt gibt. Ich will in des Teufels Namen lieber ein Dieb sein als ein ehrenvoller Mann, der seine Frau hungern lassen muß. Kannst du das wirklich nicht begreifen, Dieten?“

„Ich kann es schon begreifen, Peter.“ Sie blieb ihn voll Trauer an. „Aber glaubst du, daß mir auch nur ein Bissen schmecken würde, wenn ich immer daran denken müßte, daß 650 Arbeiter zu hungern gezwungen sind, damit ich mich sattessen könne?“

„Das ist doch ein sentimental Schwindel, Dieten! Glaub Keridan nicht!“

„Ich kann diesen Preis für das Leben nicht bezahlen. Du auch nicht, Peter. Du weißt es nur noch nicht. Auch zum Verbrecher muß man geboren sein. Wir sind anständige Menschen, die zum Tod verurteilt sind.“

„Wir wollen leben, Dieten!“ rief er und versuchte, sie zu umarmen, aber sie entzog sich ihm.

„So nicht, Peter! So kann ich nicht leben!“ Sie hob flehend die Hände. „Du mußt das Geld zurückgeben, Peter.“

Er verlor die Selbstbeherrschung.

„Niemals! Hörst du, Dieten? Niemals werde ich dieses Geld zurückgeben.“

„Was ist dir mehr wert, Peter, das Geld oder ich?“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Das ist nicht schwer zu verstehen, Peter. Jedes Kind würde es verstehen. Liebst du das Geld mehr als mich? Du mußt wählen, Peter, das Geld oder mich. Beides kannst du nicht haben“, sagte sie, jedes Wort betonend.

„Das ist Erpressung, Dieten.“

Sie sah ihn mit einem Blick an, dem er kaum standhalten konnte.

„Möglich, daß es Erpressung ist, Peter. Es ändert nichts daran, daß du dich entscheiden mußt. Willst du mich oder das Geld?“

„Dieten, ich bitte dich, du mußt Vernunft annehmen.“

Sie stand regungslos wie ein Steinbild auf einem Grab da.

„Dieten! Dieten!“

„Willst du mich oder das Geld?“

„Ich kann diese Frage nicht zulassen, Dieten.“

Er atmete schwer, als ob kein Sauerstoff in diesem entsetzlichen Zimmer wäre.

„Du mußt wählen, Peter, das Geld oder mich. Wenn du dich für das Geld entscheidest, mußt du auf mich verzichten. Um neun Uhr abends geht ein Zug nach Berlin. Ich werde mit diesem Zug nach Berlin fahren. Nichts kann mich hindern, mein Versprechen zu erfüllen.“

„Du wirst dieses Zimmer nicht verlassen!“ schrie er in jäher bestürzungloser Wut.

Sie lächelte. Niemals hatte Dieten so spöttisch gelächelt.

„Du arbeitest nach der gleichen Methode wie Herr Keridan, Peter. Nur mit dem Unterschied, daß Keridan mich nicht nötigte, in seinem Haus über Nacht zu bleiben. Keridan erwies sich als Gentleman. Ich gebe dir den Rat, dich ebenfalls als Gentleman zu benehmen.“

„Zum Teufel mit Keridan! Ich sperre dich hier ein, bis du wieder zur Vernunft kommst!“

Sie griff schweigend nach ihrem Mantel, zog ihn an und ging auf die Tür zu.

Hollbruch stand wie gelähmt da und sagte fassungslos:

„Du trennst dich leicht von mir, Dieten.“

„Bon einem Mann, der mich nicht mehr liebt, trenne ich mich leicht.“

„Aber um des Himmels willen! Ich liebe dich, Dieten!“ rief er entsezt.

„Wenn du mich liebst, Peter, dann gib das Geld zurück.“

„Das kannst du nicht verlangen, Dieten. Das wäre Wahnsinn!“

Ihr Mund krümmte sich zu einem bitteren Lächeln.

„Du hast dich geirrt, Peter. Du liebst mich nicht.“

„Lügeli Lüge!“ schrie er, in Verzweiflung gehekt. „Du bist es, die mich nicht mehr liebt! Du liebst diesen Keridan! Zu ihm willst du zurück! Dieser Bursche mit den Sträflingsaugen hat dich behext!“

Dieten ging schweigend aus dem Zimmer.

17. Kapitel.

Mira Keridan wollte gerade Berlin anrufen, als Heliopoulos gemeldet wurde. Sie ging zum Spiegel, betrachtete prüfend ihr Gesicht, schminkte die Lippen und nahm einen Hauch Parfüm.

Heliopoulos saß beim Fenster und blickte nachdenklich auf den Bierwaldstätter-See, der grau und regungslos dalag. Als Mira eintrat, erhob er sich. Er war ein großer dicker Mann von gelbbrauner Gesichtsfarbe, die auf eine schlecht arbeitende Leber schließen ließ.

„Guten Tag, meine Schöne“, sagte er in einem singenden Französisch. „Ich freue mich immer wieder, wenn ich Sie sehe. Sie werden von Tag zu Tag schöner.“

„Darf ich Ihnen Tee anbieten?“ fragte sie sachlich. „Es ist die Stunde, um Tee zu trinken.“

„Ich würde Kaffee vorziehen, wenn Sie meine Bitte nicht allzu unbescheiden finden.“

„Aber ich bitte Sie. Es ist mir ein Vergnügen.“ Sie läutete dem Mädchen. „Behalten Sie doch bitte Platz.“

Er setzte sich wieder zum Fenster und betrachtete träumerisch den See.

„Sie sind die Alligste von uns allen, Mira. Sie leben hier im Frieden und haben den schönsten Besitz, den man sich wünschen kann.“

„Ja, der Besitz ist so schön, daß ich ihn morgen verkaufen würde, wenn ich einen Käufer finde. Aber heutzutage gibt es nur Verkäufer.“

„Was würden Sie beginnen, wenn Sie die Villa verkaufen könnten?“

Sie fuhr mit der Hand durch die Luft.

„Gleichviel was. Ich wäre selig, kein Heim zu haben, aber ich bin immer zu einem Heim verurteilt. Ich liebe Lärm und Bewegung und lebe hier wie eine Eremitin. Es ist grotesk.“

„Sie sollten mich heiraten, Mira.“

„Seit wann sind Sie in Luzern, Heliopoulos?“

Seine Mundwinkel zogen sich nach abwärts.

„Ich bin vor einer Stunde angekommen.“

Das Mädchen trat ein und servierte den Kaffee.

Heliopoulos erhob sich. Er war mit übertriebener Sorgfalt gekleidet und trug eine weiße Nelke im Knopfloch.

„Wie lange bleiben Sie in Luzern?“

„Bis acht Uhr abends. Ich muß nach Monte Carlo fahren.“ Er seufzte. „Astrac und seine Leute verlieren Kopf und Kragen. Es ist meine Schuld. Man darf nicht gegen die Bank spielen lassen, aber was wollen Sie? Es gibt keine Spieler mehr.“

„Das wissen Sie doch schon seit einiger Zeit. Die Spielbrigaden arbeiten seit einem halben Jahr mit Verlust.“

Heliopoulos zündete sich eine Zigarette an.

„Das Geheimnis aller Erfolge ist, rechtzeitig aufzuhören. Wir kennen das Geheimnis, Sie und ich und zehntausend andere kluge Leute, aber den richtigen Zeitpunkt des Aufhörens erraten nur ganz wenige. Vielleicht gehören Sie zu diesen wenigen, Mira.“

„Warum ich?“

„Weil Sie Ihren Besitz verkaufen wollen.“

Sie hob die Schultern.

„Das ist eine Laune, nicht mehr. Wie arbeitet die Pariser Fabrik?“

„Mittelmäßig.“

Er versank in Nachdenken. Vielleicht hatte er wirklich Sorgen, überlegte Mira, aber bei Heliopoulos wußte man nie, ob er log oder die Wahrheit sprach. Seine Lügen und seine Wahrheiten waren kaum auseinanderzuhalten. „Ist das Geld angekommen?“ fragte Heliopoulos so unvermittelt, daß Mira zusammenzuckte, obwohl sie während der ganzen Zeit diese Frage erwartet hatte.

„Nein.“

Er hob die schweren Augendeckel und sah Mira ungläubig an.

„Heute ist der 31. Das Geld sollte doch schon gestern da sein.“

„Es ist ein kleines Malheur passiert, Heliopoulos.“

„Das liebe ich nicht sehr. Erzählen Sie.“

Mira fühlte ihr Herz klopfen.

„Die Sendung ist in Verlust geraten.“

Er runzelte die Stirn.

„In Verlust geraten? Ist der Flieger abgestürzt oder verhaftet worden?“

„Das glaube ich nicht.“

„Wer ist geflogen? Caporali oder Daberkon?“

„Ein neuer Mann. Er heißt Hollbruch, Peter Freiherr von Hollbruch.“

„Kenne ich nicht. Was ist mit dem Mann?“

„Er hat das Geld unterschlagen.“

„Wer sagt das?“

„Ali.“

„Woher weiß er es?“

„Der Mann ist gestern früh in Luzern gewesen, denn er hat um sieben Uhr früh vom Bahnpostamt in Luzern ein Telegramm an seine Frau aufgegeben, aber er ist nicht bei mir erschienen, um das Geld zu überbringen, wie es verabredet gewesen war.“

Heliopoulos sah sie argwöhnisch an.

„Schön, ich will Ihnen glauben, daß Sie das Geld nicht in Empfang genommen haben.“

Mira wurde zornig.

„Ich würde Ihnen nicht raten, Heliopoulos, mir nicht zu glauben.“

Heliopoulos stand auf, ging zum Fenster, blickte hinaus und kam wieder zurück.

„Warum nicht Caporali oder Daberkon geflogen sind, wissen Sie nicht?“ Sie schüttelte den Kopf. „Aber Sie werden mir ohne weiteres zugeben, daß sich Ali einen Mann, dem er eine solche Summe anvertraut, genau angesehen haben wird?“

„Das ist klar.“

Fortsetzung folgt.